

Zurückgeben ist nicht die einzige Lösung

Wie Objekte in ethnologischen Museen erweckt werden. Von H. Glenn Penny und Philipp Schorch

Am 2. September 2018 stieg die Bedeutung der aus dem heutigen Brasilien stammenden und in europäischen Museen aufbewahrten Sammlungen dramatisch an. An diesem Tag ging das brasilianische Nationalmuseum in Rio de Janeiro in Flammen auf. Der Großteil der 20 Millionen Objekte verbrannte. Viele der Gegenstände der indigenen Gesellschaften Südamerikas, die seit der Gründung des Museums im Jahr 1818 hier zusammengetragen worden waren, sind damit für immer verloren. Mit ihnen verschwanden auch die Informationen, die Ethnologen und andere Wissenschaftler über und mit diesen Gruppen gesammelt hatten. In vielen Fällen handelte es sich um einzigartige Aufzeichnungen von Gesellschaften, die seit Jahrhunderten und bis zum heutigen Tag unaussprechlicher Gewalt und Zerstörung ausgesetzt sind.

Die Vernichtung des weltweit größten Archivs zur indigenen Kultur und Geschichte Brasiliens war nicht nur ein verheerender Schlag für die indigenen Gruppen, die diese Materialien selbst nutzten, um Informationen über ihre Vorfahren zu erhalten. Es war auch ein enormer Verlust für die Welt und das, was als „Weltkulturerbe“ bezeichnet wird. Angesichts dieses Unglücks wird es schwieriger, die Geschichte dieser Gruppen und ihre kulturellen Praktiken zu bewahren und zu verstehen und die Geschichte Brasiliens und globaler Verflechtungen zu rekonstruieren.

Die Museen waren nie als Orte gedacht, an denen die Dinge nur zur Illustration dienen

Was ist nun mit den Sammlungen zu tun, die in Europa erhalten geblieben sind? In Deutschland hat die Debatte über ethnografische Museen in den letzten Jahren zu einem grundlegenden Wandel in der öffentlichen Aufmerksamkeit für diese Institutionen geführt. Hitzige Diskussionen über die deutsche Kolonialgeschichte, die Provenienz ethnografischer Sammlungen und die mögliche Restitution von Objekten und menschlichen Überresten („human remains“) haben diese lange vernachlässigten Themen in den Fokus gerückt.

Die Debatte war produktiv und wichtig, doch sie hat auch zu einer Polarisierung geführt, in der der ursprüngliche Zweck ethnografischer Sammlungen und Museen, wie auch die Bedeutung, die sie in Zukunft haben könnten, leicht aus dem Blick geriet.

Für die Ethnologen in der Nachfolge Alexander von Humboldts galten Museen als Werkstätten, als Orte, an denen sie sich einer umfassenden vergleichenden Analyse der Dinge widmen konnten, die von Menschen aus aller Welt hergestellt worden waren. Sie waren der Ansicht, dass diese materiellen Erzeugnisse, von den großartigsten Denkmälern bis hin zu Alltagsgegenständen, Informationen über die Beziehungen ihrer Hersteller und Benutzer zu ihrer Umwelt sowie über ihre Weltanschauung enthalten. Ihr Ziel war es, diese Dinge für die Produkti-

on von Wissen zur Geschichte der Menschheit auswertbar zu machen und sie als Quellen zu verstehen, die wie Bücher verwendet werden können. „Ihre“ Museen waren nie als Orte gedacht, an denen die Dinge nur als Illustrationen für Erzählungen und Debatten dienen. Dennoch scheinen die meisten von ihnen genau das am Ende geworden zu sein.

Das muss nicht so sein. Ethnografische Sammlungen sind bis heute reich an Wissenschaften, die ähnlich wie archaische Stätten freigelegt werden können. Einzelne Dinge können eine Vielzahl von Aspekten offenbaren – besonders wenn man sie anderen gegenüberstellt und wenn sie auf die Betrachter und aufeinander einwirken können. Ihre Interaktionen mit Menschen aus ihren Herkunftsgebieten – mit den Nachkommen der Menschen, die sie hergestellt haben – unterscheiden sich oft von denen mit Deutschen oder anderen Europäern. Solche Begegnungen können vielfältige Formen des Wissens hervorbringen – ein Prozess, durch den das Verständnis der Menschheitsgeschichte komplexer und vollständiger wird.

Im Zuge der Neugestaltung von Museen auf der ganzen Welt haben Einrichtungen wie das Museum of New Zealand Te Papa Tongarewa (Te Papa) in Wellington und das Museum of Anthropology (MOA) an der University of British Columbia in Vancouver gezeigt, dass die Reise von Dingen nicht mit ihrer Aufnahme in ein Museum enden muss. Auch im Museum wirken sie weiter auf Menschen ein. Sie können durch museologische Innovationen – von kollaborativen Ausstellungskonzepten über den digitalen Zugang zu Sammlungen bis zur Revitalisierung kultureller Praktiken – weiterhin eine aktive Rolle im kulturellen Leben spielen.

Im MOA beispielsweise wurden zusammen mit Vertretern der Herkunftsgesellschaften die „Multiversity Galleries“ geschaffen, eine Symbiose aus Depot und Display. Es handelt sich dabei aber nicht um eine kuratorische Re-Konfiguration als Selbstzweck. Vielmehr geht es darum, Zugang zu ermöglichen zu den multiplen Realitäten und Wissensformen, die den Dingen zugrunde liegen.

Diesem Ethos folgend überwindet das Reciprocal Research Network, eine Onlineplattform für reziproke Forschung, in digitaler Weise die Mauern des Museums. Im Te Papa wiederum wurde Māori-Wissen zu einem eigenständigen kuratorischen Bereich – neben Kunst, Geschichte, Naturkunde und Pazifischen Kulturen –, was zur Ausprägung einer spezifischen Māori-Museologie führte. Objekte aus dem kulturellen Erbe der Māori werden hier nicht als Gegenstände verstanden, sondern als lebendige Wesen. Ziel der Institution ist es, die Menschen wieder mit ihren stammesgeschichtlichen Schätzen zu verbinden und die Rückgewinnung von Māori-Wissen, -Sprache und -Bräuchen zu unterstützen. Hier ist ein Objekt nicht nur Objekt, ein Knochen nicht nur Knochen, ein Berg nicht nur Berg. Als lebende Entitäten beherr-



Das brasilianische Nationalmuseum in Rio de Janeiro, kurz nachdem der Brand vom 3. September 2018 einen Großteil der Sammlungen zerstört hatte. FOTO: MAURO PIMENTEL/AFIP

gen sie Formen des Wissens und Seins, die kuratorischer Pflege bedürfen. Dieses Potenzial besteht auch für die Millionen von Gegenständen, die in europäischen Museen lagern.

Selbst lang verborgene Dinge können „aufgeweckt“ und reaktiviert werden, wenn man in die Debatten über ihre Herkunft auch ihr zukünftiges Potenzial einschließt. Anstatt ausschließlich zu fragen, woher sie kommen und wie sie nach Deutschland gelangten, sollte man auch fragen, wohin ihre Reise sie führen mag, und was sie hier und anderswo bewirken können. Dabei sollte man nicht nur an ihre physische Präsenz denken, sondern auch an das Wissen, das sie enthalten und das darauf wartet, freigelegt und verbreitet zu werden.

Museumssammlungen sind mit Bibliotheksbeständen vergleichbar. Sie sind aber auch mehr als diese. Eine materielle Präsenz – oft als „Objekt“, „Artefakt“ oder „Kunstwerk“ bezeichnet – ist kein Buch. Sie ist nicht nur eine Art von Text, der gelesen werden kann, sondern sie kann auch eine andere Art von tiefgreifender Untersuchung und Erfahrung ermöglichen. Materielle Dinge veranlassen uns zu fragen: „Was ist das?“ Sie wecken die unmittelbare Neugier der Betrachter und aktivieren Empathie und Handlungsbereitschaft. Selbst der kleinste Gegenstand bietet einen Zu-

gang zu unterschiedlichen Welten, zu Beziehungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt. Diese Dinge sind einzigartige Wissensquellen, die für die Bewältigung der enormen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts – vom Klimawandel über das Artensterben bis hin zur Bedrohung kultureller und sprachlicher Vielfalt – von großer Bedeutung sind.

Wohin mag die Objekte ihre Reise führen? Was können sie hier und anderswo bewirken?

Was sollte also getan werden? Zuerst müssen wir den Dingen, die in europäischen Sammlungen aufbewahrt werden, mehr zugestehen, als ihnen im Rahmen eurozentristischer Konzepte gestattet wird. Dies bedeutet auch, sich von Vorstellungen zu verabschieden, in denen sie lediglich der Illustration musealer Erzählungen und politischer oder wissenschaftlicher Debatten dienen. Es müssen Begegnungsräume geschaffen werden, in denen über sie gerätselt werden kann, in denen Platz für Entdeckungen ist, und in denen auch vorwärts, nicht nur rückwärts, gedacht werden kann. Wichtig ist, sich auf jene Art von Vergleichen einzulassen, die diese materiellen Dinge erfordern. Experimentelle Gegenüberstellungen, so lernten die Humboldts

und ihre Nachfolger, können Aspekte offenbaren, die sonst unsichtbar bleiben. Gegenüberstellungen über disziplinäre, regionale und taxonomische Rahmungen hinaus regen dazu an, neue Fragen zu stellen.

Mit anderen Worten: Museen sollten Wissenswerkstätten sein. Sie sollten Orte sein, an denen Dinge, die nie nur „ethnografische Objekte“ waren, angetroffen und befragt werden können, um so ihre umfassenden Qualitäten zu offenbaren – als lebendige Wesen, als Zeugnisse kreativen Ausdrucks, als Bestandteile materieller Archive.

Für die Bewahrung der umfangreichen Sammlungen verdienen die deutschen Museen Anerkennung. Jetzt ist der Moment, in eine kollaborative und nach außen gerichtete Produktion und Verbreitung von „Weltwissen“ zu investieren. Die Ursprungsidee europäischer Museen sowie die museologischen Neuerfindungen – von Aotearoa Neuseeland bis Kanada – haben hierzu bereits einen Weg in die Zukunft aufgezeigt.

H. Glenn Penny lehrt europäische Geschichte an der University of Iowa. 2019 erschien von ihm „Im Schatten Humboldts: Eine tragische Geschichte der deutschen Ethnologie“ (C. H. Beck). Philipp Schorch lehrt Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.